

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 10

Artikel: Nordsee-Luft : die Totenstadt von Ohlsdorf
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667850>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

— „gutmachen, was ich mir habe zuschulden kommen lassen! Und was der Herr Pfarrer an mir getan hat, will ich nie vergessen.“

Das sagte er mit leiser Stimme und einer gewissen Einfachheit vor sich hin.

Huldreichs Vertrauen erwachte noch einmal. Er reichte dem andern die Hand. „Haltet das, Schmidlin,“ sagte er ernsthaft.

Damit war die Unterredung zu Ende.

Schmidlin befaß sich von da an Huldreich gegenüber sichtlich noch größerer Schlichtheit. In Wort und Blick gab sich eine Art Vertrauen und warmer Dankbarkeit kund, die er sicher empfand. Der Schleicher besaß keine irdischen Gü-

ter. Sein Schrecken war daher groß gewesen, als die Entdeckung seines Diebstahls ihn in Stellung und Verdienst bedroht hatte. Jetzt fühlte er manchmal etwas wie Zuneigung zu Huldreich Rot. Er folgte ihm wie ein Hündlein, wo immer es möglich war. Vielleicht trieb ihn auch sein Gewissen dazu; denn Huldreich war immer noch im Besitz seines Geheimnisses, konnte ihn noch immer verraten. So lag ihm wohl an, sich immer aufs neue zu überzeugen, daß der Pfarrer keine derartigen Absichten hatte.

Huldreich Rot aber vertraute. Auf sich selbst und sein Wohlmeinen. Und auf das Gute im andern.

(Fortsetzung folgt.)

Trost im Leid.

Will die Seele dir verzagen
In der Leiden Übermaß,
Wehre deinem Mund die Klagen
Und bewahre dich vor Haß.

Lies des Kummers tiefe Zeichen
Auf so manchem Angesicht,
Deinem Leid wird manches gleichen,
Und das einzige ist es nicht.

Nein, der Menschen Tränen quillen
Rings, soweit die Sonne scheint,
Und nur der kann Tränen stillen,
Welcher bitter selbst geweint.

Trage drum mit stiller Stärke
All das Leiden, das dich kränkt;
Zu der Liebe heiligem Werke
Ward es dir von Gott geschenkt.

Ernst von Wildenbruch.

Nordsee-Luft.

Von Ernst Eschmann.

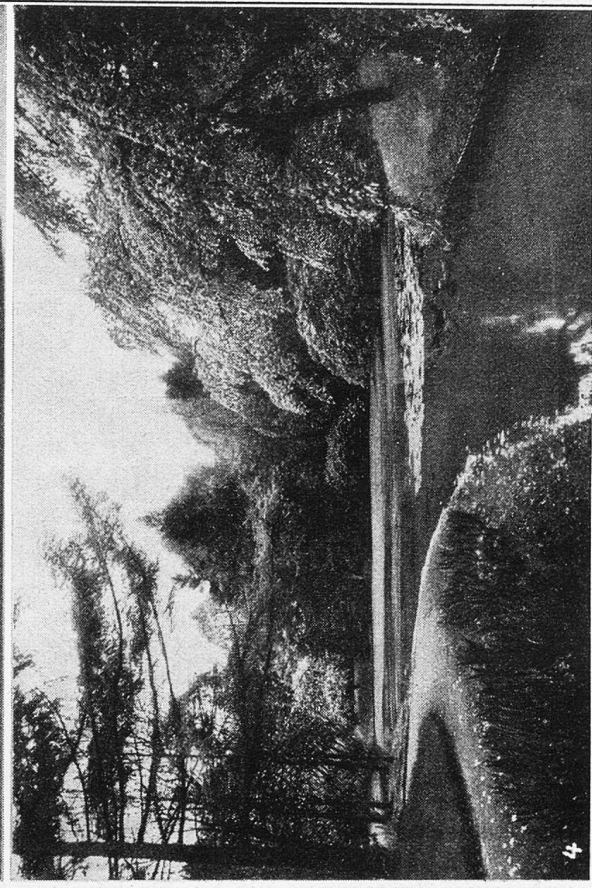
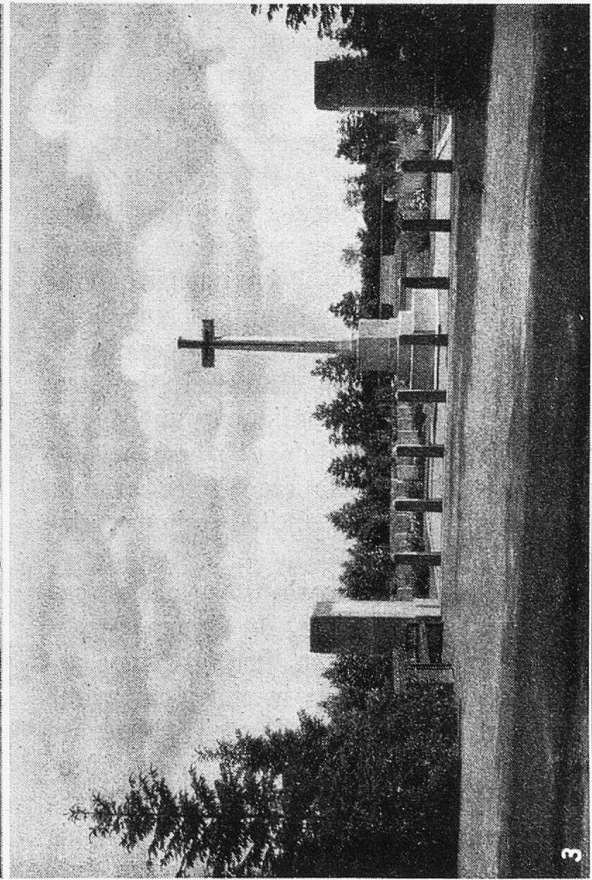
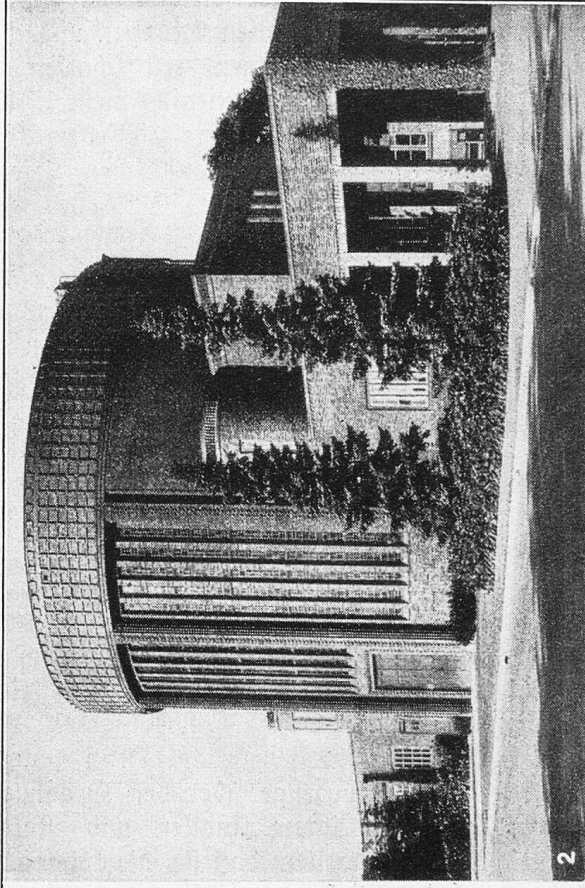
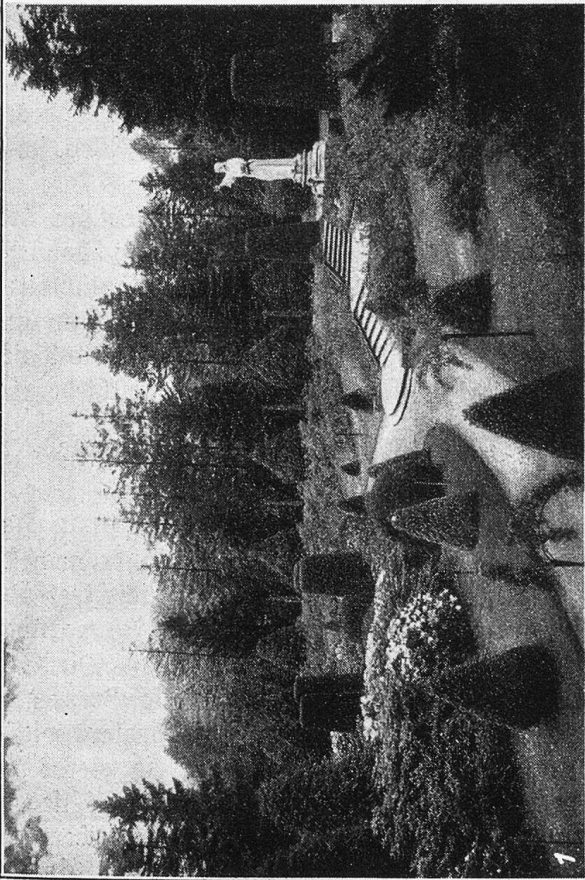
Die Totenstadt von Ohlsdorf.

Im Norden Hamburgs, in der benachbarten Gemeinde Ohlsdorf, liegt der größte Friedhof des Kontinents. Der westliche Teil ist Hamburger Staatsgebiet, der östliche schon preußisches Land. Es ist eine Anlage von ungewöhnlicher Ausdehnung. Wer sie zum erstenmal betritt, weiß nicht, wohin er sich wenden soll. Nach verschiedenen Richtungen führen Wege und breite Straßen, und am Eingang warten große Autobusse, um die Gäste zu den einzelnen Kapellen, in bestimmte Abteilungen des Friedhofs zu führen, bis ans Ende. Die Strecken zu Fuß zurückzulegen, erfordert Stunden, und wer alle wesentlichen Einzelanlagen besuchen will, kommt an einem Nachmittag nicht durch. Der riesige Umfang des ganzen Feldes erhellt schon daraus, daß dreizehn verschiedene Abdankungskapellen durch die ganze Anlage verstreut liegen und jede ihr eigenes Gebiet betreut. Einzigdastehend ist dieser Kirchhof auch dadurch, daß er Angehörige aller Konfessionen aufnimmt, Protestanten, Katholiken und Juden; und deutsche und eng-

lische Krieger, die im Weltkrieg gegeneinander gestanden haben, sind hier zur Ruhe gebettet. Der Tod hat die härtesten Schranken aufgehoben, und was das Leben nicht fertig gebracht, ewigen Frieden zu schaffen, der Tod hat das schöne Werk vollendet.

Aber das ist es nicht allein, was dem Friedhof von Ohlsdorf solche Bedeutung gibt. Es ist die Art der Anlage, die Kunst der Gruppierung, die wundervolle Aufteilung des unübersehbaren Raumes, die den großen Eindruck hinterlassen. Parkanlagen sind geschaffen worden, Alleen, Waldparzellen und Teiche, und wenn man diesen Beeten und Grünhagen entlang spaziert, vergißt man ganz, daß man sich im Reich des Todes befindet. Die Trostlosigkeit ist dieser Stätte genommen. An ihre Stelle sind Blumenschönheit und Lieblichkeit des Geländes getreten, und wer hier selber ein Liebes begraben mußte, darf sich sagen, ihm eine herrliche Ruhestatt gegeben zu haben.

Ein Vergleich mit berühmten italienischen Friedhöfen ist hier am aufschlußreichsten. Die



Hamburg-Ohlsdorf: 1. Friedhof-Partie. 2. Kapelle 13. 3. Englischer Friedhof. 4. Zeichpartie beim Hofgarten.

Südländer legen Gewicht auf prunkvolle Grabdenkmäler. So reiht sich Stein an Stein, Monument an Monument, und den Besucher des Mailänder oder des Genueser Friedhofes läßt dieses Bild nicht mehr los: bei aller Kunst eine Kälte und eine gewisse Starrheit. Dieses Übergewicht des Marmors in allen Formen und Massen, diese Ansammlung anderer Steine und Platten, die oft dem Grün gar keinen Raum mehr lassen, birgt etwas Frostiges in sich.

Hier, in Ohlsdorf, behalten die Pflanzen die Oberhand. Gesträuch, Bäume und Blumen, Rasenflächen und üppige Hecken verbergen die Gräber eher, als daß sie sie laut und aufdringlich herausstellen. Die Natur triumphiert. Sie, die den Menschen einst die Augen aufgetan, sie hat sie wieder zu sich genommen, in die Hut ihrer Stille und Feierlichkeit.

Die Anfänge dieser stimmungsvollen Totenstadt reichen weit, über fünfzig Jahre, zurück, und zwei Gartenarchitekten haben hier ein Werk vollbracht, das vorbildlich ist. Der Friedhofsdirektor Cordes hat mehr Gewicht gelegt auf die Ausnützung aller landschaftlichen Werte; der Hamburger Gartendirektor Linne verwandte mehr Mühe auf die Ausgestaltung des einzelnen Grabfeldes und seiner Umgebung, auf die Grabmale, und er brachte es fertig, daß heute nicht mehr jeder beliebige Stein gesetzt werden darf, sondern daß eine Genehmigungs- und Beratungsstelle die Angehörigen der Verstorbenen verpflichtet, ihr ihre Absichten kundzutun. So ist erreicht worden, daß große Gebiete nach einem einheitlichen Plane in der Form der Denkmäler ausgebaut sind und Eindruck machen durch die Ordnung, die überall Meister ist. Jene regellose Buntheit und Vielfalt, die Gutes und Übles durcheinanderwürfelt, jener ziellose Wirrwarr an Kreuzen, Obelisken, gebrochenen Säulen, Engelsfiguren und kahlen Platten ist hier nicht möglich, und doch hat sich kein eintöniges Gesamtbild ergeben. Aber man erquickt sich am gewählten Stil, der immer eine Anlage für sich bestimmt.

Es ist auch vermieden worden, den gewaltigen Raum geradlinig aufzuteilen. In Bogen, Strahlen und Biegungen verlieren sich die Gänge geradezu, so daß man sich wie in einem Labyrinth vorkommt und alle Aufmerksamkeit aufwenden muß, um den Ausgang wieder zu finden. Wegweiser helfen da und dort. Zur bessern Orientierung tragen auch die Schöpfbrunnen bei, die auf den einzelnen Höfen wieder verschieden sind.

Es ist unmöglich, auf knappem Raume ein er-

schöpfendes Bild zu entwerfen von den schönsten Einzelgräbern wie von allen Gruppen und Sondergebieten. Sie zusammen erst schaffen den mächtigen Eindruck, der einen nicht mehr losläßt.

Unter den vielen für sich abgeschlossenen Abteilungen nenne ich nur den englischen Kriegerfriedhof mit über 600 Gräbern. Ein hohes Kreuz verleiht dem Totenfeld die rechte Weihe. Dann folgen in symmetrischer Anordnung die einzelnen Gräber in langen Reihen. Die Steine tragen kurze Inschriften und nennen die Namen der Gefallenen. Eine große, allgemeine Tafel sagt: „Hier ruhen Soldaten des Britischen Reiches, welche während des Weltkrieges 1914—1918 in Deutschland starben. Die durch ihre Gräber geweihte Erde ist als ewiger Besitz durch Vertrag mit dem Deutschen Volke und der Stadt Hamburg gesichert, auf daß ihre Überreste für immer in Ehren gehalten werden.“

Die Totenstadt Ohlsdorf wird jedem zum Erlebnis, der ihr einen nachdenklichen Nachmittag gewidmet hat. Der Besuch hat wohlgetan. Aber eitel Ruhe hat er nicht gebracht. Denn ununterbrochen haben Flugzeuge über den Grabhügeln gekreist und mit ihrem Knallen und Rattern vielleicht betonen wollen, daß sie, die kühnen Piloten, noch dem Leben angehören und über den Tod triumphieren. Unweit Ohlsdorf ist der große Hamburger Flughafen gelegen, in Fuhlsbüttel. Er sorgt dafür, daß die Gedanken des Todes, die hier umgehen, immer wieder den Weg in die tätige Wirklichkeit finden.

Die Rückkehr in die Stadt geschieht im Tram, durch die Vorort- wie durch die Hochbahn. Ich wählte aber die vierte, köstlichste Möglichkeit: ich fuhr durch den Kanal der Alster bis zum Jungfernstieg. Dem stimmungsvollen Nachmittag konnte so kein schönerer Abschluß beschieden sein.

In den Sachsenwald nach Friedrichsruh.

Der Geist des Fürsten Bismarck ist in Hamburg wie in dem umliegenden Gelände noch stark lebendig. In der Stadt, in der prächtig erhöhten Anlage dem Hafen zu, steht das Bismarckdenkmal in seinem riesenhaften Ausmaß. Die Größe und Kraft der Figur des über alle Grenzen und auch jetzt noch berühmten Reichskanzlers will bekennen, daß er auch im Geiste ein Heros war. Sein Schloß mit großen Besitzungen liegt in Friedrichsruh, und da dort ein herrlicher Wald sich dehnt, lockte mich beides: die Stätte, die eine der europäischen Geschichte angehörende



Friedrichsruh: Schloß.

Persönlichkeit weihte, und die Ruhe des Waldes. Sie wirkt so erquickend, wenn man aus einer Millionenstadt kommt, wo immer alles in Bewegung ist.

Ich fuhr mit der Vorortbahn bis Reinbek, Richtung Berlin. Sonne und Wolken kämpften und wußten nicht, was für einen Tag sie heraufführen wollten. Schließlich siegte der gute Wille, und ich wanderte, als ob ich mich in irgendeinem Schweizer Walde befände, stille, schattige Wege. Sie sind wenig gepflegt und manchmal recht holperig. Auf einen einsamen Stern fühlte man sich hier versetzt. Eine rechte Wanderlust wachte in mir auf, und es war köstlich, keiner Seele zu begegnen. Alle Halbstunden fand ich ein paar Beeren Sammler an der Arbeit. Etliche Worte wurden gewechselt, dann ging's wieder weiter. Ein Schnellzug sauste vorbei. Sie hatten's jetzt eilig. Die Olympiade in Berlin hatte begonnen, und in Scharen strömten die Leute aus allen Ländern herbei. Fahrt zu! jubelte ich für mich. Mir behagt's nicht in der Welt der Rekorde!

Es ist meist Buchenwald. Die Bestände sind alt. Unverhofft liegt ein schönes Bauerngehöft mitteninne, das Dunkel lichtet sich, und Wiesen liegen da, auf denen junge Kälblein weiden. Ich

ziehe weiter. Bald winkt ein Dorf, und nicht lange dauert's, ist ein anderes da, in dem ich Mittagserast halte. Es ist ein Ferienort, Aumühle. Man sitzt im Freien, unter Bäumen, und freut sich der Waldluft, die so kräftig ist. Hier kann es nicht mehr weit sein nach Friedrichsruh. Ein stiller Pfad und ein träumendes Flüsschen, die Bille, führen mich ans Ziel.

Friedrichsruh ist eine kleine Gemeinde mit nur etwa 200 Einwohnern. Und doch klingt sein Name lauter als der mancher Stadt. Er ist durch Bismarck bekannt geworden. Wer nach Friedrichsruh kommt, macht hier Halt um des Fürsten willen, dem sie eine Grabeskirche errichtet haben. Dort auf der Höhe, unweit der Bahnlinie, steht das Mausoleum. Es ist ein würdiger, massiger Bau in romanischem Stil. Der Kanzler vertrüge kein Rankenwerk und keine barocken Schnörkel. Groß und stark und einfach, so paßt es zu seinem Wesen.

Ich melde mich im benachbarten Pförtnerhaus. Der Wärter, ein alter, stiller Mann, führt mich hinauf und öffnet die Türe der Kirche. Ein feierliches Halbdunkel erfüllt den Raum. Da liegen sie, die beiden Sarkophage des fürstlichen Paares. Man weiß den Augenblick, den man am Grabe eines Großen verbracht hat, zu würdigen.

Da liegt einer, der Geschichte gemacht hat. Auf einen glänzenden Aufstieg folgte ein jäher Fall, die Ungnade des Kaisers. Im Herzen des Volkes aber ist er nicht herabgestiegen. Das beweisen die vielen Bismarcktürme, die über ganz Deutschland verstreut sind, das beweisen die unzähligen Bilder und Erinnerungen, die unten im Museum zusammengetragen sind. Da liegen die Huldigungsadressen, die ihm von allen Seiten anlässlich seines achtzigsten Geburtstages zukamen, und dem Mausoleum gegenüber steht noch die prächtige Hirschgruppe, die ihm die Anhalter zum Geschenk machten.

Das Schloß, in dem der Fürst seine letzten Jahre verbrachte, ist nicht zu besichtigen. Die beiden andern Stätten erzählen deutlich genug, was für einen Schatz dieser Sachsenwald behütet.

Bismarck wollte hier, von den Bäumen umrauscht, begraben sein. An ein Mausoleum hat er wohl nicht gedacht. Das hat ihm die Liebe und Treue seines Volkes errichtet.

Er ist nicht gestorben. In vielen Büchern, die ihm gewidmet sind, lebt er weiter. Und in den eigenen, den politischen und persönlichen. Maler haben ihn gemalt, und Dichter haben ihn besungen. Hier, an dieser Stätte, fällt einem zuerst das Gedicht Fontanes ein.

Wo Bismarck liegen soll.

Nicht in Dom oder Fürstengruft,
Er ruh' in Gottes freier Luft
Draußen auf Berg und Halde,
Noch besser tief, tief im Walde;
Widukind lädt ihn zu sich ein:
„Ein Sachse war er, drum ist er mein,
Im Sachsenwald soll er begraben sein.“

Der Leib zerfällt, der Stein zerfällt,
Aber der Sachsenwald, der hält,
Und kommen nach dreitausend Jahren
Fremde hier des Weges gefahren
Und sehen, geborgen vorm Licht der Sonnen,
Den Waldrand in Efeu tief eingesponnen
Und staunen der Schönheit und jauchzen froh,
So gebietet einer: „Lärmt nicht so! —
Hier unten liegt Bismarck irgendwo.“

Die Frau des blinden Forschers.

Die anmutige Genferin Marie-Aimée Lullin, in reichem Hause mutterlos aufgewachsen, genoß in der ersten Mädchenblüte den Tanzunterricht mit einem kaum ein Jahr älteren, aber schon sehr reifen Knaben zusammen, der auf sie bald einen tiefen Eindruck machte. Eine lebhaftere Neigung entspann sich. Keine bloße Tanzstundentändelei — eine echte, große Liebe verband nach und nach die zwei Herzen. Als die gemeinsamen Tanzübungen längst ihr Ende gefunden hatten, trafen sie sich nur desto öfter und ließen überhaupt nicht wieder voneinander.

François Huber, dem des Mädchens schwärmerische Bewunderung galt, war aber auch wirklich etwas Besonderes. Geboren 1750 in Genf, entstammte er einem geistig hochstehenden Hause, einem alten, aus Schaffhausen eingewanderten Geschlecht. Franz hatte viel von den glänzenden Gaben und Vorzügen seines Vaters Jean geerbt.

Der vielseitige Jean Huber war Musiker, Maler und Naturforscher zugleich. Lange hatte er als Offizier in fremden Diensten Umschau in der weiten Welt gehalten, in Deutschland, in Italien, in Frankreich. Heimgekehrt, wurde er Mitglied des Rats der Zweihundert und widmete sich vornehmlich der Malerei. Flotte Jagdgemälde und Porträts sind von ihm erhalten. Daneben modellierte er recht hübsch und sprühte

Verse, die selbst einem Voltaire gefielen. Mit diesem stand er in lebhaftem Verkehr, weilte oft auf dessen Landgut im nahen Ferney und mußte den alten Philosophen wiederholt malen, auch Szenen aus seinem Leben mit flinkem Pinsel festhalten.

Jean Huber brachte die feinen Scherenschnitte aus Papier in die Mode, ganze Landschaften zart umrissen und sicher herausgearbeitet gleich Silhouetten. Er schrieb über die Lenkbarkeit der Luftballone und noch im letzten Jahre seines Lebens ein Werk über den Flug der Raubvögel. Voltaire rühmt seine schlagfertigen Antworten, seine eigenartig lebendige Unterhaltung. Jean Huber, der von 1721—86 lebte, galt als einer der geistvollsten Männer seiner Zeit. Er wußte auch seine Söhne für Kunst und Wissenschaft zu begeistern.

Sein Sohn Franz entwickelte sich ungewöhnlich früh. Er erlebte alles tiefer und leidenschaftlicher als andere Knaben seines Alters. Es war, als sollte er, im Blick auf sein späteres schweres Schicksal, für Seel' und Geist einen innern Vorrat mitbekommen. Sein Vater ließ ihn die besten Schulen besuchen. Dort gefellte sich zu seinem Geschmack an der Literatur bald auch eine besondere Neigung für die Naturwissenschaften; der treffliche Unterricht eines de Saussure förderte ihn mächtig darin, und im La-